



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Reinhold

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Beispiel, um ehrliche Mitarbeit an einer großen Aufgabe, mag sie auch nicht gleich riesenhafte Gewinne verheißen. Daran aber hat es nur zu sehr gefehlt. Das ist eine Schuld, und — alle Schuld rächt sich auf Erden. Wenn sich jetzt der Hanseat den Kolonien zuwendet und sie nicht nach seinem Sinne eingerichtet findet, so lasse er nicht nur seinen Groll an denen aus, die dort gearbeitet und sich geopfert haben, sondern schlage auch einmal an seine eigene Brust!

Aber die Zeit der Mißverständnisse ist im Schwinden und möge niemals wiederkehren. Küstenbewohner und Binnenländer werden sich in Zukunft nicht mehr bekämpfen, sondern sich, wie es den Söhnen einer gewaltigen Mutter zukommt, gegenseitig fördern und ergänzen, beiden zum Heile und dem Reiche zur Ehre!



Reinhold

Von Carl Jentsch



er Jurist, dessen Berufung auf einen Lehrstuhl der Nationalökonomie im Sommer 1897 so großes Aufsehen erregt hat, legt uns in einem Bande von 632 und XVI klein gedruckten Seiten groß 8° das Gesamtergebnis seiner bisherigen Studien vor unter dem Titel: Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft (Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1898). Das Buch enthält außer Volkswirtschaft auch Philosophie, Politik und verschiedenes andre, ist also eine Art Encyclopädie. Da nicht viele die Geduld haben werden, sich durchzuarbeiten, könnte man es unberücksichtigt lassen; aber der Verfasser ist Lehrer der akademischen Jugend, und da halte ich es doch für eine Pflicht, auf die eigentümliche Lebensweisheit, die Karl Theodor Reinhold jedenfalls auch seinen Studenten verkündigt, hinzuweisen. Nicht in denunziatorischer Absicht; ich bin ganz ebenso wie Reinhold (S. 443) davon überzeugt, daß es eine „große Verkehrtheit“ ist, „der Lehrfreiheit auf den Universitäten, der Wirksamkeit der Geistlichen und Beamten Schranken anzuweisen und der vielleicht irrenden, aber redlichen Überzeugung den Mund zu verbinden“; sondern weil eben doch der gebildete Teil des Volkes ein Interesse daran hat, es zu erfahren, daß auf der Universität Lehren vorgetragen werden, die gewissen, allgemein als selbstverständlich angenommenen Glaubensmeinungen und Grundsätzen widersprechen. Ich kann hier natürlich nicht das ganze Buch kritisieren, sondern muß mich auf einige Hauptpunkte beschränken.

Die Grundlage seiner Lebensansicht hat Reinhold von Schopenhauer bezogen. Der menschliche Wille ist ein Bruchteil des Weltwillens, und dieser Weltwille ist nicht allein dumm, wie Schopenhauer und Hartmann wollen, sondern böse. „Daß der Mensch in seinem Verhalten zu seinen Mitgeschöpfen selbstsüchtig und böse ist von Jugend auf, steht an der Pforte jeder wahren Erkenntnis“ (S. V). „Der Mensch erscheint der wahren Selbsterkenntnis zwar als bewunderungswürdiger Idealist im gebräuchlichen Sinne dieses Wortes, zugleich aber als grausamer Egoist“ (S. 24). So unablösbar haftet das Böse dem Willen an, „daß wir den Willen selbst treffen, wenn wir seinen bösen Dämon töten“ (S. 89). Von einigen besondern Fällen abgesehen, „handelt der Mensch als wirtschaftlicher Egoist mit einer Unbedenklichkeit und Bestimmtheit, die sein Verfahren eben als einen praktischen Prozeß des Vernunftlebens, also als notwendig zeigen. Kein Idealismus im gewöhnlichen Sinne des Wortes, keine Liebe, keine Blutsverwandtschaft, keine Freundschaft und Anstandspflicht — kurz, nichts auf der Welt wird in solchen Fällen, wo die Aneignung und Festhaltung von wirtschaftlichen Gütern als Existenzbedingung in Betracht kommt und der sinnliche Lebensdrang unmittelbar wirkt, den edelsten, »selbstlosesten« Menschen abhalten, als Selbstsüchtling sein eigenes Interesse, sein Selbst zu wahren“ (S. 138). Daher sind alle Versuche einer Sozialreform Thorheit. Da die Güter nicht für alle reichen, und da jederzeit jedermann entschlossen ist, das Wohl des Nächsten seinem eignen Wohl zum Opfer zu bringen, so muß die Mehrzahl elend sein. Daran läßt sich schlechterdings nichts ändern; die Welt ist, wie sie ist, und bleibt so. In freien Ländern, wie in England, hat ja das Volk die Gewalt; warum beseitigt es das Elend nicht? Weil es nicht will. „Jeder hat gerade genug mit sich selbst zu thun; das Mitleid mit dem Elend der Mitmenschen allein hat noch niemand dahin gebracht, sein Vermögen mit den Armen zu teilen“ (S. 317). Wenn die über die Unvernunft des sozialen Zustands erstaunte und entrüstete Welt den bösen Willen der Reichen und der Staatslenker dafür verantwortlich mache, so habe sie zwar die Schuldigen richtig bezeichnet, aber nicht vollständig genannt, denn alle Menschen, die Leidenden eingeschlossen, seien gleich böse und in gleichem Grade schuldig. „Stahlhart ist das Herz, unbarmherzig vor der furchtbaren Not und unerbittlich dem heißesten Flehen. Sein Besitz scheint ihm nie groß genug oder gar zu groß. Der Mensch sieht absolut keinen Grund ein, weshalb er etwas aufopfern soll, was er hat, wenn ihm nicht ein Gegenwert geboten wird; ehe er etwas opfert, ein Gut unentgeltlich abgibt, zerstört er es lieber“ (S. 405 bis 406). Christentum und Kirche, meint er, griffen das Problem an der rechten Stelle an, indem sie den sündigen Willen für den Feind erklärten, der bekämpft werden müsse, aber leider lasse sich der Wille nicht kreuzigen, und überdies — sei es sein gutes Recht, sich den Forderungen des Christentums gegenüber zu behaupten (S. 422).

Reinhold kennt den Menschen nicht. Dieser ist kein so bösertiges Tier. Du lieber Gott! Was doch der Mensch für ein armes, gutes Tier ist! ruft Goethe einmal. Leute, die ohne Entgelt schenken und helfen (wenn man nicht etwa schon die damit verbundene Befriedigung eines Herzensdranges als Entgelt bezeichnen will), habe ich in meinem Leben genug kennen gelernt, und wenn sie heute feltner geworden sein sollten, so ließe sich das aus gewissen Umständen leicht erklären. Da es sich hier nicht bloß um eine, sondern um die Kardinalfrage des Daseins handelt, so wird man mir wohl erlauben, meine Ansicht darüber noch einmal kurz auszusprechen.

Es sind bekanntlich die Schrecken erregenden und die dem Menschen Leid zufügenden Naturerscheinungen gewesen, was die Vorstellung von bösen Göttern erzeugt hat. Im Parsismus, den der Manichäismus beerbt hat, ist der Versuch gemacht worden, die guten und die schlimmen Wirkungen in zwei von einander gesonderte Kategorien zu bringen und jede dieser beiden Kategorien auf ein Urwesen zurückzuführen. Die kirchliche Teufelslehre ist zaghaft abgeschwächter Manichäismus. Auf die Weisheit der Inder zurückgehend, hat Schopenhauer einen neuen Versuch der Schematisierung unternommen, indem er den Willen als die Quelle alles Übels, die Vorstellung oder Idee oder den Intellekt als das Mittel der Erlösung vom Übel darstellt. Alle solche Schematisierungsversuche scheitern an der täglichen Erfahrung, daß jedes Ding, es mag heißen Geist oder Fleisch, Wille oder Verstand, Armut oder Reichtum oder sonstwie, je nach Umständen bald Gutes und bald Böses wirkt. Was sittlich gut und was sittlich böse sei, darüber gehn ja die Meinungen sehr weit aus einander, aber darin dürften die meisten übereinstimmen, daß sie Schädigungen des Nächsten aus Selbstsucht böse nennen. Nun bin ich mit den Hellenen überzeugt, daß niemand von Natur die Neigung zu solchem Bösen hat. Den Teufel oder sonst ein böses Wesen für den Urheber der Welt halten, das kann nur ein Fieberkranker. Ist aber die Welt Geschöpf oder Selbstoffenbarung eines guten Gottes, dann ist auch der Weltwille gut, sowohl in seinem Grunde wie in seinen einzelnen Äußerungen, und das Böse kann nur eine Wirkung der Schranken und der Konflikte sein, die der Individuationsprozeß mit sich bringt. Dieser Ansicht ist auch der große Augustinus gewesen, ehe ihn der Kampf gegen Pelagius in die krasse Erbsündlehre hineintrieb. So lange er den Manichäismus bekämpfte, war er überzeugt, daß der Mensch nur das Gute wolle, das sittlich Böse daher nichts sei, als ein durch täuschende Erscheinungen verschuldetes Bergreifen im Objekt. Und der Kirchenvater Basilius, der Große genannt, schreibt (ein befreundeter Theologe hatte mir zufällig gerade, ehe ich Reinhold zur Hand nahm, die Stelle in lateinischer Übersetzung mitgeteilt): „So werden die Menschenseelen durch ihre eigne Natur angetrieben, das Schöne zu begehren. Wahrhaft und im eigentlichen Sinne schön, daher begehrens- und liebenswürdig, ist aber nur das Gute, und das

Gute ist Gott; da nun das Gute von allen begehrt wird, so streben alle zu Gott hin.“*)

Unter den Mächten aber, die den von Natur auf das Gute gerichteten Willen irre führen, steht obenan der religiöse Aberglaube, der den Fanatismus erzeugt. In der Christenheit hat die von Henkerphantasien ausgemalte Hölle eine krankhafte Begier erzeugt, einmal durch Selbstpeinigung der vermeintlichen ewigen Pein zu entgehn, andrerseits den Nächsten durch Peinigung seines sterblichen Leibes der ewigen Dual zu entreißen. Dadurch hat man sich an Grausamkeit gewöhnt, hat die ganze Justiz vergiftet und barbarisch gemacht, und ist endlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auf die Stufe jener asiatischen Länder hinabgesunken, wohin der Lichtgott Apollo die Furien verweisen will, dahin, wie Aeschylus ihn sagen läßt, wo mörderköpfindes, augauswühlendes Gericht wütet, wo Gemetzel, frevle Fehlgeburt, Entmannung, Schändung an der Tagesordnung sind, wo Aufgespießte jammerlaut, Gesteinigte verröchelnd wimmern; auf eine Stufe, die das Griechenvolk in der homerischen Zeit beinahe, in der des Perikles vollständig überwunden hatte, wosern es sich überhaupt einmal darauf befunden haben sollte. Polybios erzählt in seinem ersten Buch die in dem Kriege der Karthager gegen ihre aufständischen Mietsoldaten verübten Greuel mit dem bei einem Hellenen selbstverständlichen Abscheu. Guichard aber, ein von Friedrich dem Großen hochgeschätzter Militärschriftsteller, meint in einer seiner Abhandlungen zu dieser Erzählung, die Anführer jener afrikanischen Horden seien nur Stümper in der Grausamkeit gewesen, verglichen mit dem päpstlichen Feldherrn Serbelloni, wie er sich bei der Einnahme von Orange bewiesen habe, und dem Calvinistenführer Baron des Adrets, der für die Unthaten dieses Mannes Vergeltung geübt habe. Und das ist nur ein Fall unter unzähligen andern, weit bekanntern und weit ärgeren Fällen. Nur ein geistiger Kampf, der das Christentum selbst in seinen Grundfesten erschütterte, war imstande, den Greueln ein Ende zu machen, für die das gotteslästerlich gemißbrauchte Evangelium hatte den Vorwand**) abgeben müssen, und die verschüttete Humanität wieder auszugraben. Solchen Verirrungen gegenüber hat die sokratische Lehre recht, daß das Böse aus Irrtümern des Verstandes hervorgehe und durch Belehrung gehoben werden könne. Natürlich gilt das nicht bloß von den großen welt-

*) Sic igitur, duce natura, sua sponte hominum animi ad rerum pulchrarum expeditionem excitantur. Illud autem proprie vereque pulchrum est atque expetendum et amabile, quidquid est bonum; at bonus est Deus; quod autem bonum est, id ab omnibus expetitur: ergo Deum expetunt omnia.

**) Nachdem den Europäern grausames Wüten Bedürfnis geworden war, bedurfte es nicht mehr des Antriebes durch irrige religiöse Vorstellungen; diese gaben fortan nur noch den Vorwand ab für die Unthaten, die man um ihrer selbst willen wollte.

geschichtlichen Verirrungen, sondern auch von den unzähligen kleinen Individualirrtümern, wie sie das Alltagsleben mit sich bringt.

Allerdings aber reicht der Sokratismus zur Bekämpfung der Übel nicht hin, weil es außer Unwissenheit und Irrtum noch eine zweite große welt-historische Unheilquelle giebt: die sozialen und wirtschaftlichen Interessentkonflikte. Daß jedes Wesen sich selbst zu erhalten streben muß, versteht sich von selbst; das ist nichts Böses, das ist nur die immerwährende Offenbarung des Schöpferwillens, der durch die allgemeine Verzichtleistung aufs Dasein, wie Schopenhauer und Hartmann sie ihren Mitgeschöpfen gütigst empfehlen, aufgehoben werden würde. Und dieser Wille der Selbsterhaltung und Selbstbehauptung bedeutet keineswegs, wie sich Reinhold einbildet, die Verneinung,^{*)} sondern gerade die Bejahung der andern. Stellen wir uns einmal vor, es wäre möglich, daß ein Mensch allein auf Erden leben könnte, und fragen wir einen beliebigen nicht gar zu Dummen, ob er dieser eine Mensch sein möchte, so wird er ohne Zögern antworten, daß er lieber gar nicht als allein auf der Welt sein wolle; ein jeder bejaht sich selbst nur unter der Bedingung, daß auch andre da seien; und die Stärke und Weite des Bedürfnisses, an der Förderung des Lebens andrer thätig zu sein, giebt eben einen der Maßstäbe für die Moralität des Menschen ab. Selbstbejahung und Bejahung der andern schließen einander gegenseitig so ein, daß sie gar nicht von einander getrennt gedacht werden können, und der theoretische Egoismus ist eben solcher Unsinn wie der theoretische Altruismus. Was Christus als Gebot ausspricht: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, ist nichts andres als der natürliche Zustand und die natürliche Stimmung des Menschen und braucht gar nicht geboten zu werden; jeder thut, so gut oder so schlecht es die Umstände erlauben. Aber sie erlauben es leider meistens nur in sehr beschränktem Maße; die Einheit von ego und alter wird durch die Interessentkonflikte vielfach gestört und zuweilen ganz aufgelöst und in einen feindseligen Gegensatz verkehrt. Am schärfsten tritt dieser Gegensatz hervor in einer Panik, wo sich auch die edelsten und sanftmütigsten Menschen wie wilde Tiere benehmen. Nun giebt es soziale und wirtschaftliche Zustände, die keine scharfen Interessentkonflikte hervorbringen, ein solcher ist der des reinen Bauernstaats; in ihm kommt es gar nicht vor, daß des einen Gedeihen oder gar des einen Dasein vom Untergange des andern abhinge; dem Bauern schadet es gar nichts, wenn seines Nachbars Weizen und Vieh gedeiht. Dagegen schadet es dem Krämer, dem Schuster sehr viel, wenn seine Kunden zum Nachbar laufen, und seitdem sich alle Produzenten in Warenverkäufer verwandelt haben, trägt der Konkurrenzkampf der Kulturstaaten vielfach das Gepräge einer Panik, wo jeder der Pflicht der

^{*)} „Die Bejahung des Willens im Ich ist eine Verneinung des Lebens aller andern.“ S. 607. Wer einen solchen Unsinn im Ernste zu behaupten fähig ist, der gehört nicht auf einen Lehrstuhl, sondern in eine Nervenheilanstalt.

Selbsterhaltung nur dadurch nachkommen kann, daß er den Nächsten zu Boden trampelt. Da liegt es denn doch nahe zu fragen: Muß denn das so sein? Wenn es nie und nirgends anders gewesen wäre, dann könnte man es für den natürlichen Zustand und für unvermeidlich halten. Aber da es zu Zeiten auch anders gewesen ist und stellenweise heute noch ist, so erscheint die Möglichkeit eines Zustandes nicht ausgeschlossen, wo nicht der Satz von Hobbes gilt: homo homini lupus, sondern der Satz von Spinoza: homo homini deus. Der Konkurrenzkampf ist gut, soweit er die Völker vor Erschlaffung und Erstarrung bewahrt, den Fortschritt der Technik im Fluß erhält und dem Einzelnen Gelegenheit bietet, durch Opfer seine sittliche Natur zu bewähren; dieser Kampf wird ein Übel und verwerflich, sobald er zum Bösen zwingt und das Gute unmöglich macht. Das mag noch an einem besondern Falle verdeutlicht werden. Reinhold malt die Fabrikgruel, namentlich die englischen, nicht weniger schwarz wie ich und hebt namentlich auch hervor, daß die Kinderausbeutung etwas unsrer Zeit eigentümliches sei.*) Es wäre nun gewiß thöricht, zu glauben, die Menschennatur habe eine Verschlechterung erlitten, und es sei namentlich die natürliche Mutterliebe geschwunden. Die Wendung ist aus dem sehr einfachen Grunde eingetreten, weil in den ältern Wirtschaftssystemen und in denen der Naturvölker die Verwendung der Kinder für den Erwerb weder notwendig noch möglich war und ist, während in der heutigen Wirtschaftsordnung ganz allgemein die Möglichkeit und vielfach auch die Notwendigkeit gegeben ist. Behaupten, daß der Staat und die Gesellschaft das nicht zu ändern vermöchten, das heißt, die materialistische Geschichtsauffassung proklamieren, derzufolge die Technik allein ohne Mitwirkung der Vernunft den jeweiligen Zustand der Gesellschaft bestimmt.

Im vorstehenden hat man zugleich meine Ansicht von Erbsünde und Erlösung. Allgemeine Irrtümer und gesellschaftliche Übelstände erzeugen schlechte Gewohnheiten und böse Neigungen. Wenn religiöser Aberglaube blutige Opfer vorschreibt, so wird dadurch dem ganzen Volke der Blutdurst anezogen. Die Wollust der Grausamkeit wird geweckt und treibt zu Verbrechen, die mit grausamen Strafen bekämpft werden, und so vollendet die Justiz die „Volks-erziehung“ nach dieser Seite hin. Kindermißhandlungen, die anfänglich bloß zur Erzielung von Geldgewinn verübt werden,**) stumpfen die natürliche

*) Den Gedanken, den ich so oft ausgesprochen habe, daß die Kinderausbeutung ein Schandfleck ist, der ausschließlich an unserm industriellen Zeitalter und an unserm Kulturzustande haftet und an keinem andern, wird auch in der Saturday Review sehr häufig variiert.

***) In Breslau giebt es zwei Kinder von neun bis zehn Jahren, die täglich aus der Schule auf den Bahnhof eilen, in einem Wagen vierter Klasse ihre Kleider abwerfen und gymnastische Künste zum besten geben. Das Mädchen fährt nach Oppeln und zurück, der Knabe nach Liegnitz. Wenn sie nicht genug Geld nach Hause bringen, kriegen sie Haue, wie sie sagen. Der Vater mag ein faulenzender Säufer sein. Wenn auf diese Veröffentlichung hin die Polizei dem Unfug ein Ende macht, verschlimmert sie natürlich die Lage der Kinder; diese kriegen desto mehr Haue und werden zu noch ärgern gemißbraucht.

Empfindung ab und verleiten zu andern Mißhandlungen, die nicht durch jenen Zweck veranlaßt und einigermaßen entschuldigt werden; es bildet sich bei rohen Eltern die Gewohnheit aus, an einem wehrlosen Kinde den Unmut über ihre Leiden und Entbehrungen und den Zorn über sein als Last empfundnes Dasein auszulassen, und wenn sich dann vollends die Grausamkeit mit der Wollust verbindet, gebiert sie Ruchlosigkeiten, von denen die heidnischen Griechen nichts gewußt haben. In einem Konkurrenzkampf endlich, der jeden in einen Interessenkonflikt mit jedem verwickelt, entschwindet die Thatsache, daß die Menschen von Natur einer des andern Ergänzung und Helfer und einander unentbehrlich sind, mit der Zeit vollständig den Blicken; die Wahrheit, daß das höchste Glück in der Sorge für andre besteht, wird vergessen, man gewöhnt sich daran, in allen Menschen Feinde zu sehen, und die natürliche Sympathie, wosern sie nicht ganz verloren geht, schrumpft dermaßen ein, daß sie nur die allernächsten Verwandten umfaßt. Alle diese schlechten Gewohnheiten und Neigungen werden nun durch Vererbung und Erziehung fortgepflanzt und durch Summierung verstärkt, und eben darin besteht die Erbsünde.

Die Erlösung aber ist durch Christus gegeben, nicht im theologischen Sinne und nicht als etwas Fertiges, sondern als eine Offenbarung, die das Heilmittel aufweist und dazu treibt, es immer wieder aufs neue anzuwenden. Gott ist als Kind erschienen, und der Mensch gewordne Gott hat in die Mitte seiner Jünger ein Kind gestellt und gesagt: Wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind, werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehn. Nicht ein getauftes Kind war es, nicht ein Wunderkind, das schon in frühen Jahren die Weltweisheit eingesogen hätte, sondern ein ungetauftes, nach dem theologischen Sprachgebrauch „unerlöstes“ und ein durch keine Philosophie und keinen Drill „vergeistigtes“ Judenbublein; ein Bublein, nicht besser und nicht schlechter als die übrigen Bublein, die herumstanden, ein Bublein mit einem Worte, wie es Gott der Herr geschaffen hat. Denn eben darauf kommt es an. Was aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist, das ist gut. Das Schlechte an der Gottes-schöpfung haben Unwissenheit, Irrtümer und gesellschaftliche Verhältnisse, hat die Kultur verschuldet. Nicht daß ich die Kultur verachtete oder die Rückkehr zur Natur im Sinne Rousseaus predigte. Aber jeder Kulturfortschritt erzeugt Irrtümer, Verwicklungen und Übel, die seinen Wohlthaten das Gleichgewicht halten, wenn der Mensch nicht aufpaßt, sie sogar überwiegen und die gesunde Natur, das Göttliche im Menschen, verschütten. Darum bleibt es Aufgabe jedes Zeitalters, jedes Volkes und jedes Einzelnen, dieses Göttliche, das immerfort verschüttet wird, immerfort wieder auszugraben und dafür zu sorgen, daß der Kulturfortschritt die Entfaltung und nicht die Verhuzung der Natur bedeute. Darin also besteht die Erlösung, von der selbstverständlich nicht die Rede sein könnte, wenn der Wille, oder was dasselbe ist, die Natur böse wäre.

Reinhold will aber nicht bloß seine Weltanschauung darlegen, sein Buch hat eine polemische Tendenz; diese richtet sich, wie man sich denken kann, gegen die Sozialisten und gegen die Sozialreformer, da diese ja etwas unternehmen, was nach seiner Ansicht aussichtslos und thöricht ist. Von den Sozialisten wollen wir nicht weiter reden; da die Zeit des Glaubens an Utopien vorüber ist, und selbst Bebel vom großen Kladderadatsch und von dem daraus hervorgehenden Zukunftsstaat nichts mehr wissen mag, so hat sich Reinhold mit der Polemik gegen deren Phantasien eine ganz überflüssige Mühe gemacht. Etwas anders steht es mit den Sozialreformern, die Reinhold nach einem schlechten Brauch Kathedersozialisten nennt. Zwar sind diese Herren Manns genug, sich selbst zu wehren, wenn sie es der Mühe für wert halten, und einer von ihnen, Schäßfle, hat schon den Kritiker gründlich abgefertigt; aber da auch mancher andre Mann, der gar keinen Lehrstuhl inne hat und in keinem Sinne Sozialist ist, dieser über die bekannten Professoren verhängten Verdammnis verfällt, so liegt es im allgemeinen Interesse, die Methode des gestrengen Richters ein wenig zu beleuchten.

Zunächst ist es durchaus illoyal, daß er diese Männer Sozialisten nennt. Er zeigt selber, daß sie keine sind, daß sie weder das Privateigentum noch die Vermögensungleichheit anfechten; aber weit entfernt davon, daraus den Schluß zu ziehn, daß die Bezeichnung Kathedersozialisten unwahr und ungerecht ist, macht er ihnen vielmehr einen Vorwurf daraus: sie seien inkonsequent; wenn sie richtige Sozialisten sein wollten (was sie eben nicht wollen und niemals gewollt haben), so müßten sie für alle das gleiche Einkommen fordern. Warum sollen sie nun schlechterdings Sozialisten sein? Weil sie in der Kritik des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes mit den Sozialisten übereinstimmen. Das ist gerade so, wie wenn einer, der das schlesische 120-Millionenprojekt für Flußregulierung mißbilligt, die Hochwasserschäden leugnen und jedem, der davon spricht, sagen wollte: Wenn du die Hochwasserschäden aner kennst, mußt du auch die Ausführung dieses von mir für verwerflich erklärten Projekts fordern. Übrigens leugnet Reinhold die wirtschaftlichen Übelstände keineswegs; er entwirft, wie schon erwähnt worden ist, die düstersten Schilderungen davon; aber er fordert, daß man sich dadurch nicht rühren und zu Reformen bewegen lasse, sondern das Elend als eine unabänderliche Notwendigkeit hinnehme.

Dann macht er den Professoren — man höre und staune — ihre Unparteilichkeit zum Vorwurf. „Der Sozialismus der Gelehrten ist von seiner räumlichen Stellungnahme aus von vornherein anfechtbar. Sein Standpunkt liegt außerhalb des Kampffeldes und kann in einer gegebenen Welt nicht richtig sein, weil er durch Interesselosigkeit unbefangen ist. In einem notwendigen Kampf um die Weide ist jeder Unbeteiligte inkompetent, wenn er bestimmen will, ob und wie dieser Kampf geführt werden soll.“ Es handle sich nicht um ein Urteil darüber, was Rechtens sei; im wirtschaftlichen Kampfe sei die

Daseinsfrage gestellt. Die Männer des gelehrten Sozialismus „stehen abseits vom Strom und schauen von der olympischen Höhe der Betrachtung den mit den Fluten ringenden zu. Sie kennen weder den furchtbaren Ernst dieses Kampfes, noch seine Technik. Die weit überwiegende Mehrheit der sozialistischen Gelehrten ist mit einem auskömmlichen Gehalt angestellt und der Sorge um das tägliche und weitere Brot entrückt. An festen Kalendertagen erhalten sie aus öffentlichen Kassen eine namhafte Geldsumme, die gerade den an innerlichem Leben reichen Angehörigen der Geistesrepublik genügt und einen beruhigenden Wirtschaftsplan für die ganze Lebenszeit ermöglicht. Staat und Gemeinde, das ganze Volk erscheinen als Garanten ihres Lebens. Keine Handels- und Gewerbekrisis, keine Konkurrenz, keine Bankrotte oder böswillige Schuldner, keine Revolutionen in Technik, Ökonomie, Markt und Mode gefährden ihr Einkommen oder gar ihre Existenz, selbst ein Krieg wird sie selten außer Brot setzen, alle die erwähnten Gefahren, die wie Nachtgespenster den kämpfenden Fabrikanten, Kaufmann und Handwerker durchs Leben begleiten, bleiben dem Gelehrten abstrakte Möglichkeiten für andre, die seinen Gedankenkreis nicht stören. So mag er mit Behagen in dem sanften Strome seines materiell anspruchswosen, aber gesicherten Lebens dahinschwimmen. Er hat die Muße, die geistige Anregung und den amtlichen oder vermeintlichen Beruf, sich der Schaffung einer Theorie hinzugeben, deren praktische Durchführung auf seine eigne Rechnung er nie zu besorgen hat.“ Damit solle natürlich nicht gesagt sein, daß die Aufstellung eines idealen Maßstabs für das richtige Verfahren im wirtschaftlichen Leben unzulässig und prinzipiell zu verwerfen sei. Nur solle der Gesetzgeber eines solchen kategorischen Imperativs anerkennen, daß sein Standpunkt theoretisch ist. Wie weit seine Forderungen durchzusetzen seien, das habe nicht der Moralprediger zu bestimmen, der das Geld aus fremden Taschen an die Armen verteile, sondern der das Opfer zu bringen habe, müsse gefragt werden. Und ungezwungen werde dieser niemals ja sagen. „Das Opfer muß also durch den vereinigten Willen der Ausgebeuteten erzwungen werden. Auf das mögliche Maß aber wirkt der Gegenzwang auf der andern Seite, der verzweifelte Widerstand der Besitzer, Unternehmer und Fabrikanten, die jeden Zoll ihrer Herrschaft verteidigen“ (S. 444 bis 446). Entscheidend für das Maß der möglichen Zugeständnisse sei allemal der Zwang der Verhältnisse. „Kein Koalitionsrecht mit der Folge von Lohnsteigerung und Freiheit, keine Erhöhung des standard of life mit und ohne Eingreifen der Staatsgewalt kann die Wirkungen der Konjunktur und die Bewegung des Weltmarkts ändern. Wie dauernd fallende Konjunkturen große Vermögen zerstören können, so werden sie auch das Verderben der vom Lohnfonds Lebenden“ (S. 467). „So führt die Untersuchung immer wieder auf den allerdings harten, ja trostlosen Satz zurück, daß der Kampf ums Dasein, der die organische Welt beherrscht, auch vor der eingebildeten Herrlichkeit und der bean-

spruchten Unsterblichkeit des Menschen nicht Halt macht. Die Konkurrenz um die beschränkte Weide erneuert sich immer wieder und wird eher heftiger als schwächer. Der Wille übt daher hier nahezu mit der Gewalt eines physischen Naturgesetzes seine ausschließliche Herrschaft, und die Vernunft, die Idee hat gar nicht mitzureden. Sie wird in diesem entfesselten Willenskampf nur als hausbackener, praktischer Verstand zugelassen, also nur als Werkzeug eben des Willens, der bekämpft werden soll" (S. 473 bis 474).

Wenn die Regierung Herrn Bebel beauftragt hätte, den fraglichen Lehrstuhl zu besetzen, die Wahl hätte nicht schöner ausfallen können. Denn was wird denn ein sozialdemokratischer Arbeiter Herrn Reinhold antworten? Bravo! wird er rufen, „das eben ist's ja, was wir immer sagen! Ihr Professoren und überhaupt ihr Staatsbeamten, Pfaffen und sonstige Pfündner habt uns gar nicht drein zu reden und uns mit euerem überflüssigen bezahlten Kahl in unserm harten Kampfe ums Dasein zu stören und zu beirren. Und darum schweigen auch Sie gefälligst, verehrter Herr Reinhold! Wie kommen Sie dazu, sich nicht allein in unsre Angelegenheiten einzumischen, sondern noch dazu für die Unternehmer Partei zu nehmen? Empfangen nicht auch Sie an jedem Ersten Ihr hübsches Sümmchen? Sind nicht auch Sie auf Lebenszeit gesichert? Was wissen denn Sie von den Unternehmersorgen, was wissen Sie gar erst vom Arbeiterelend? Das ist's ja, was uns so erbittert, wenn ihr Beamten gegen uns Partei nehmt, die ihr genau das habt, was wir erstreben: eine auskömmliche Besoldung und Existenzsicherheit. Sind etwa unsre Dienste weniger wert als die euern? Im Gegenteil! Ohne euer Geschreibsel, mag es gelehrtes oder bürokratisches sein, könnten Volk und Vaterland ganz gut vier Jahre lang fortbestehn, ohne unsre Arbeit nicht vier Wochen. Also lassen Sie uns gefälligst ungeschoren mit Ihrer Weisheit! Was wir bei unserm Kampfe erreichen, das hängt, wie Sie ganz richtig sagen, nicht vom Moralprediger ab und auch nicht vom Prediger der Immoral, wie Sie einer sind, sondern allein vom Zwange der Verhältnisse. Wir wollen mehr haben, die Unternehmer wollen festhalten, was sie haben. Lediglich darauf kommt es an, wer von uns beiden auf die Dauer der Stärkere sein wird. Und wenn wir unsre Stärke unverständig mißbrauchen und mit den Unternehmern uns selbst zu Grunde richten, was geht das Sie an? Einen — geht Sie das an! Wir tragen nicht Ihre, sondern unsre Haut zu Markte. Lehren Sie ja doch selbst, daß die Vernunft in dem Kampfe ums Dasein, der nun einmal Alleinherrscher sei in der Gesellschaft, nichts zu sagen habe. Und da nach Ihrer Ansicht das Elend unausrottbar ist, so kann es Ihnen doch wahrhaftig gleichgültig sein, ob wir auf diese oder auf jene Weise elend sind. Und wenn wir außer uns selbst auch noch die Unternehmer elend machen und uns damit den elenden Trost verschaffen, daß keiner mehr lebt, den wir zu beneiden hätten, was berechtigt Sie, dagegen Einspruch zu er-

heben? Einem Pessimisten kann es ja nur recht sein, wenn nichts mehr auf Erden vorhanden ist, was seinen philosophischen Glauben zu widerlegen scheint. Oder sollen wir etwa gar die zu Grunde gerichteten Unternehmer bemitleiden? Fällt uns nicht ein! Das eine Stück Menschenfleisch ist auch nach Ihrer Philosophie und gerade nach der Ihren nicht mehr wert als das andre! Alle sind wir ja nur nichtige Blasen, die der dumme, böse Urwille zwecklos aufwirft und zwecklos zerplazen läßt. Übrigens lassen Sie sich sagen, daß Sie von der Wissenschaft, die Sie angeblich zu lehren berufen sind, noch nicht einmal die allerersten Anfangsgründe gelernt haben. Die Teilung des Einkommens zwischen Unternehmern und Arbeitern ist keineswegs der hauptsächlichste von den Gegenständen, die die Nationalökonomie zu behandeln hat, und noch weniger der einzige, wie Sie zu glauben scheinen. Das Hauptverdienst der Nationalökonomie unsrer Zeit ist, klar gemacht zu haben, daß es Zeiten gegeben hat, wo die Gütererzeugung und Verteilung ohne Konkurrenzkampf vor sich gegangen ist, woraus ganz von selbst folgt, daß auch in Zukunft wieder eine Wirtschaftsordnung möglich ist, wo das wirtschaftliche Schicksal des Einzelnen nicht von Konjunkturen und von einem Lohnfonds abhängt. Ein glänzendes Zeugnis für Ihre Unwissenheit ist u. a. der Satz auf Seite 506, mit dem Sie eine Ihrer Tiraden beginnen: »Wie der schlechteste Boden keine Rente abwirft usw.« Sie wissen also nicht, daß Ricardos Grundrententheorie längst widerlegt ist. Vielleicht haben Sie dieser Tage in den Zeitungen gelesen, wie der eben verstorbne Schulz-Lupitz ganz schlechtem Boden hohen Ertrag abgewonnen hat. Kaum noch aus Unwissenheit ist es zu erklären, wenn Sie den Nationalökonom, der Änderungsvorschläge macht, als Moralprediger verspotten. Gerade der eine unter den Gelehrten der bürgerlichen Klasse, den Sie zu kritisieren sich wohl gehütet haben, der zwar keine Kathedra eingenommen hat, der aber dafür wirklicher und entschiedner Sozialist gewesen ist, Rodbertus, hat die Moralpredigt auf das entschiedenste aus der Nationalökonomie verbannt. Die Vernunft freilich nicht, wie Sie es thun; von dieser hat er allerdings gefordert, daß sie, wie in allen übrigen menschlichen Dingen, so auch im Wirtschaftsleben herrschen solle. Und noch eins, Verehrtester! Wie kommen denn Sie dazu, sich so oft über den demagogischen Ton zu beschweren, den manche bürgerlichen Ökonomen anschlugen? Niemand hat jemals entschieden und unbedingter als Sie das Wirtschaftsleben als einen reinen Machtkampf dargestellt, in einem solchen aber ist jedes Mittel nicht allein erlaubt, sondern geboten, wie ja auch im Kriege alles, was den Zweck des Kriegführenden fördert, für erlaubt und nur unnützes Wüsten und Morden für unerlaubt gilt. In einem politischen Kampfe aber — und eines solchen Gestalt nimmt jeder wirtschaftliche und soziale Kampf mit Notwendigkeit an — kann der Endzweck ohne Demagogie schlechterdings nicht erreicht werden; denn da jeder politische Kampf ein Massenkampf ist, die Massen aber nicht, wie ein Kriegsheer, nach

dem Staatsgesetze von der Obrigkeit zusammengebracht und zusammengehalten werden, so ist ihre Organisation anders als durch die Verwendung zugkräftiger Schlagwörter und durch die Erregung von Leidenschaften nicht möglich. In der That hat es denn auch noch nie eine erfolgreiche politische Partei gegeben, der nicht von den Gegnern Demagogie vorgeworfen worden wäre. Mit Recht, sofern sie in der That demagogisch verfährt; mit Unrecht, sofern es eben ein Vorwurf sein soll; auf Demagogie verzichten, heißt auf die Teilnahme am öffentlichen Leben verzichten und sich auf den Standpunkt des theoretischen Beobachters zurückziehen, der, wenn er über politische Dinge schreibt und spricht, nur der Wissenschaft wegen oder zum Zeitvertreib und nicht zu einem praktischen Zwecke schreibt und spricht. Ausdrücke wie »empörend« und »gehässig«, die Sie Seite 474 bis 475 von einigen Wendungen Fr. Albert Langes gebrauchen, haben in dem Munde eines grundsätzlichen »Struggleforlifeurs« gar keinen Sinn und sind noch dazu im vorliegenden Falle illoyal, denn im Grunde genommen sagt Lange mit seinen Thnen so mißfälligen Ausführungen nichts anderes, als was Sie selbst 393 ff. und sonst öfter sagen, daß in England der Sozialismus ungefährlich sei, weil sich dort die Arbeiter unbefränkter Rede- und Organisationsfreiheit erfreuen, daß er dagegen in Deutschland revolutionär sei und gefährlich werden könne, weil diese Freiheit fehle.“

So ungefähr würde in dem unwahrscheinlichen Falle, daß ein „Genosse“ Reinholds Buch läse, dieser Genosse sprechen. Dem habe ich nur noch wenig beizufügen. Reinhold wirft den „Kathedersozialisten,“ namentlich aber Adolf Wagner vor, daß sie Illusionen genährt und unerfüllbare Hoffnungen erregt hätten. Bei wem denn? Bei den Arbeitern nicht; denn denen werden von ihren Führern die „bürgerlichen“ Ökonomen als unfähige Schwachköpfe, Faselhänse und Wirrköpfe dargestellt. Wenn sie aber bei Beamten, bei Geistlichen, bei wohlwollenden Unternehmern die Hoffnung erregt haben, daß sich zur Besserung der Lage der Lohnarbeiter, zur Ausgleichung der Gegensätze und zur Herbeiführung einer gesünderen Einkommenverteilung etwas thun lasse, so verdienen sie hohes Lob. Hegt man eine übertriebne Vorstellung von dem Erreichbaren, schadet das gar nichts. Reinhold weiß nicht, was er thut, wenn er über die Geringsfügigkeit des bisher, z. B. in der Bekämpfung der Wohnungsnot, wirklich Erreichten spottet. Daß Illusionen notwendig sind, übertriebne Erwartungen auf großartige Erfolge, wie sie der sanguinische Optimismus erzeugt, wenn überhaupt etwas geschehen und auch nur ein wenig erreicht werden soll, das wird denn doch schon seit langem von allen Lebenserfahrenen anerkannt. Wohl treibt still auf gerettetem Rahn in den Hafen der Greis, aber hätte er als Jüngling nicht tausend Hoffnungsmafen aufzusteden gehabt, so würde er überhaupt nicht hinausgefahren sein. Daß die Beschränkung auf das Erreichbare den Erfolg sichere, gilt nur vom einzelnen Falle in der praktischen Politik: von einem Gesezentswurf, einem

Eroberungskriege, nicht aber von allgemeinen Kulturbestrebungen; hier schon darum nicht, weil niemand im voraus wissen kann, was in Zukunft möglich sein wird. Der fatalistische Satz: Die Welt ist, wie sie ist, und kann nicht geändert werden, mag er auf Allah oder auf den Pessimismus gestützt werden, führt in türkische Wirtschaft hinein; wenn wir unsern Zustand mit dem türkischen vergleichen, so erkennen wir, daß die vielen kleinen Verbesserungen zusammen genommen doch eine große Wirkung darstellen. Einen Wegebaumeister hörte ich einmal entrüstet rufen: „Diese Menschen, er meinte einige Kollegen, haben kein Herz für die Straße!“ Das klang mir sehr lächerlich, später aber sagte ich mir, daß es gut um Staat und Gesellschaft stehen würde, wenn alle, vom Könige bis zum Maschinenputzer und zum Kloakenreiniger, ihr Amt so ernst nähmen und für das allerwichtigste hielten. Ein Amt aber, zu dem es gehört, die ersprießlichsten Formen für das Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern, für die Regelung des Geld- und Kreditverkehrs, für die Bebauung städtischer Grundstücke, für die Verteilung des ländlichen Grundbesitzes usw. ausfindig zu machen, scheint mir denn doch noch wichtiger zu sein als das eines Wegebaumeisters. Wenn die Professoren ihre Amtstätigkeit nicht hoch anschlagen, meinetwegen überschätzen, werden sie nichts ordentliches leisten, und wenn sie nichts leisten, wird der Regierung im entscheidenden Augenblick die Grundlage für ihre Entschlüsse fehlen. Hätte vielleicht die preußische Regierung nach 1806 auf das Ergebnis des Machtkampfes warten, d. h. darauf warten sollen, daß die Bauern und Bürger die Edelleute totschlagen würden wie in Frankreich? Und hätte sie Reformgesetze ausarbeiten lassen können, wenn es keine Theoretiker gegeben hätte, die die Agrarverhältnisse studiert hatten?

(Schluß folgt)



Zur Reform des Personentarifs der preußischen Eisenbahnen

(Schluß)



Will jemand, um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, von Geldern nach Berlin fahren und dort einige Wochen bleiben, so darf er nicht glauben, er könne eine halbe Stunde vor Abgang seines Zuges an der Fahrkartenausgabe des Bahnhofs Geldern ein Fahrscheineft nach Berlin über Krefeld, Duisburg, Hannover fordern. So einfach ist die Sache nicht. Es muß ein schriftlicher